



Gewaltentwicklung: Empfinden, Erhellern, Verstehen

von Johannes Maaser und Ulrich Wagner

Wird unsere Welt tatsächlich immer unsicherer? Nehmen Gewalt und Kriminalität wirklich zu? Wer Debatten in Medien und Politik verfolgt, könnte diesen Eindruck gewinnen. Das Gefühl bedroht zu sein, nähme berechtigterweise zu.

Doch wissenschaftliche Daten führen zu anderen Ergebnissen: In fast allen Bereichen ist Gewalt rückläufig. Die objektive Bedrohungslage ist für die Kriminalitätsfurcht allerdings nicht ausschlaggebend, wesentlicher als Zahlen sind nämlich sozial konstruierte Überzeugungen.

Auf der Pressekonferenz mit Thomas de Maizière und dem sächsischen Innenminister Markus Ulbig zur Veröffentlichung der Polizeilichen Kriminalstatistik 2016 hat der Bundesinnenminister zu Beginn festgehalten: „Die Zahl der in Deutschland verübten Straftaten ist im vergangenen Jahr im Wesentlichen gleichgeblieben. Sie ist nicht gestiegen – und das bei deutlich mehr Einwohnern, das ist erfreulich.“¹

Gleichzeitig spricht de Maizière in derselben Pressekonferenz im April 2017 von einem „Weckruf“, den die Statistik darstelle, von einer „besorgniserregenden Verrohung der Gesellschaft und ihren Folgen“.

Wie passen beide Aussagen zusammen?

Kriminalität, insbesondere in Form von Gewalt, ist eine schwierige Materie – nicht nur für Politikerinnen und Politiker, nicht nur auf Pressekonferenzen oder in

Talkshows. Wenn wir also über Gewalt sprechen: Wie können wir ihre aktuelle Entwicklung beurteilen? Was ist das „richtige Maß“ für Gewalt? Woran können wir unseren eigenen Umgang mit Gewalt orientieren?

1. Worüber reden wir?

Soziale Phänomene, die öffentlich diskutiert werden, neigen dazu, unklar zu werden. Das gilt auch für das Verständnis von Gewalt. Als gewaltsam werden solche Handlungen aber auch Situationen angesehen, die meinen eigenen Wertevorstellungen widersprechen. Die Formen, die „Gewalt“ dabei annimmt, können Worte oder Taten sein (direkte Gewalt). Aber auch als ungerecht empfundene Einschränkungen oder Ungleichheiten der Lebenschancen bestimmter Gruppen durch ökonomische und politische Bedingungen oder durch kulturelle Praktiken werden als (strukturelle) Gewalt bezeichnet – aktuell sichtbar z. B. im Rahmen der Rentendebatte, wenn eine Rentnerin in Deutschland durchschnittlich ca. 57 % weniger Geld erhält als ein Rentner.²

Wir konzentrieren uns hier auf direkte Gewalt als spezielle Formen aggressiven Verhaltens. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass anderen Personen oder Gruppen mit Absicht

- ▶ eine Verletzung körperlicher Unversehrtheit,
- ▶ eine schwere seelische Verletzung oder
- ▶ die systematische Ausgrenzung von sozialer Beteiligung

gegen deren Willen angedroht oder zugefügt wird.

Eine Zahnwurzelbehandlung wäre demnach also keine Gewalt, weil die Patientin oder der Patient sich freiwillig der schmerzhaften Prozedur unterzieht. Diese Definition von Gewalt schließt Phänomene aus, die in oft aufgeheizten öffentlichen Diskussionen häufig als Gewalt bezeichnet werden, wie Zerstörung von Gegenständen, Verschmutzung öffentlicher Plätze oder Lärm.

Das Verständnis von Gewalt, das wir hier zugrunde legen, ist stark davon geprägt, dass wir uns in Forschung

und Projektpraxis mit Präventionsmaßnahmen und Interventionen gegen Gewalt – oft mit Jugendlichen im Schulkontext – befassen, die in interdisziplinären Arbeitsgruppen umgesetzt werden. Ein gemeinsames Verständnis aller Beteiligten über die anzugehenden Phänomene und damit verbundene gemeinsame Zielsetzungen für die gewählten Präventions- oder Interventionsstrategien ist in diesen Zusammenhängen eine entscheidende Gelingensbedingung: Gerade in Projektzusammenhängen, in denen Akteure mit unterschiedlichen Fachhintergründen, aus teils konkurrierenden Institutionen oder mit abweichenden Interessen zusammenarbeiten (müssen), führen oft bereits Diskussionen über die Situationsbeschreibung – „was ist eigentlich das Problem?“ – zu einer Vernebelung oder Überfrachtung des Gegenstandsbereiches. Klarheit ist aber erforderlich, wenn man die Häufigkeit eines Phänomens feststellen, Ursachen analysieren und Interventionen planen und umsetzen will.

2. Gewaltentwicklungen

Öffentliche Diskussionen über Gewalt sind in der Regel von der Klage gekennzeichnet, dass „alles schlimmer geworden“ sei. Vor dem Hintergrund der oben angerissenen Vielschichtigkeit des Gewaltbegriffs beginnen die Probleme solch populärer Diagnosen aber bereits bei der Auswahl der herangezogenen Informationen. Als umfassende und vergleichbare Datengrundlage für eine Beschreibung der Situation wird in Deutschland die polizeiliche Kriminalitätsstatistik (PKS) herangezogen. Die PKS ist eine jährliche Zusammenstellung des Bundeskriminalamtes auf Basis der polizeilich registrierten Straftaten des Vorjahres, die neben einzelnen Paragraphen des Strafgesetzbuchs (StGB) auch deliktübergreifende „Sammelkategorien“ ausweist.³ Dabei ist zu beachten, dass es sich um durch die Polizei erfasste Fälle, die eingegangenen Strafanzeigen handelt, nicht um Verurteilungen.

Für den Summenschlüssel 892000 „Gewaltkriminalität“ zeigen die PKS-Zahlen über die letzten zehn Jahre einen Rückgang: So hat die Gewaltkriminalität mit 193.542 Registrierungen 2016 im Vergleich zum Jahr 2006 mit über 215.000 um rund 22.000 Fälle deutlich abgenommen. Lediglich im letzten Jahr ist die zuvor stetig rückläufige Gewaltkriminalität um 6,7 Prozent

1) Die Aufzeichnung der Pressekonferenz vom 24.04.17 ist abrufbar unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=jMFC-X3QeDw>
(Quelle Phoenix, Stand 18.07.17).

2) Zahl zitiert nach Diekmann, Florian: „Gender Pension Gap. Frauen bekommen nicht mal halb so viel Rente wie Männer“, in: Spiegel-Online vom 16.03.2016, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/rentenkluft-frauen-bekommen-57-prozent-weniger-geld-als-maenner-a-1082366.html> (Stand 18.07.17).

3) Vgl. Kerner, Hans-Jürgen/Karnowski, Philipp: „Jugendgewalt“ in massenstatistischer und in lebensgeschichtlicher Perspektive: Methodische und inhaltliche Betrachtung anhand neuerer Befunde. In: Britta Bannenberget al. (Hrsg.): Über allem: Menschlichkeit. Festschrift für Dieter Rössner, S. 200 ff., Baden-Baden (2015).



gegenüber 2015 gestiegen (181.386 Taten).⁴ Die betrachtete polizeiliche Kenngröße von Gewaltstraftaten berücksichtigt allerdings nur gravierende Taten wie unterschiedliche Tötungsdelikte (§ 211, § 212, § 216 StGB), gefährliche und schwere Körperverletzung (§ 224, § 226 StGB) oder Vergewaltigung und schwere sexuelle Nötigung (§ 177, § 178 StGB). Die meist als „einfach“ bezeichnete vorsätzliche Körperverletzung (§ 223) ist nicht enthalten, obwohl diese Delikte zweifelsfrei mit Gewalt zu tun haben. Und tatsächlich zeigt eine Betrachtung der Fälle von Körperverletzung (gemäß §§ 223-227, § 229, § 231 StGB) einen leichten Anstieg im Zehnjahreszeitraum: von 534.337 in 2006 auf 573.450 Fälle im Vorjahr – ebenfalls mit einem deutlicheren Anstieg erfasster Delikte um gut 45.000 Straftaten von 2015 (528.863) auf 2016.⁵

Neben der Häufigkeit im Auftreten bestimmter Gewaltphänomene können sich auch die Qualitäten, also die Formen oder Intensitäten von Taten verändern. So klagt die Polizei beispielsweise über eine Zunahme von Gewalt gegen Polizisten und andere Vertreter der Öffentlichkeit, wie Rettungssanitäter oder Zugführer, die sich in den Kriminalitätsstatistiken einzelner Bundesländer niederschlägt. Zu den Veränderungen der Qualität von Gewalt gehört auch die weltweite Zunahme an terroristischer Gewalt, auch wenn sie in absoluten Zahlen nur einen Bruchteil der Gewalttaten ausmacht.⁶

3. Täter und Opfer

Täter insbesondere von physischer Gewalt – die erste und sichtbarste unserer oben definierten Gewaltformen – sind vornehmlich männliche Jugendliche und junge Männer. Dass Männer der jungen Altersgruppen kriminalstatistisch überrepräsentiert sind, ist dabei ein Phänomen, das sich beobachten lässt, seit es überhaupt differenzierte Statistiken gibt.⁷

Die stärkste Gewaltauffälligkeit tritt demnach zwischen dem 16. und dem 21. Lebensjahr auf, gefolgt von einem Rückgang in den älteren Altersgruppen. Daran wird deutlich, dass Gewaltdelikte während der Adoleszenz meist als vorübergehende Erscheinungen gewertet werden können.⁸

Die geschlechtsbezogene und altersabhängige Entwicklung von Gewalt hängt vermutlich mit biologischen Prozessen zusammen, vor allem aber mit Geschlechterrollenstereotypen und Männlichkeitsvorstellungen, die von jungen Männern ausprobiert werden. Neben jugendtypischen Verhaltensweisen werden aus kriminologischer Sicht für die hohe statistische Auffälligkeit junger Menschen auch deren oft fehlende Professionalität in der Ausführung von Taten sowie das hohe Maß an gesellschaftlicher Kontrolle, dem diese Altersgruppen unterliegen, angeführt.⁹ Beides führt zu einer stärkeren Erfassung im polizeistatistischen Hellfeld.

Junge Männer sind jedoch nicht nur die größte Tätergruppe, sondern auch am häufigsten Opfer von physischer Gewalt.¹⁰ Generell betreffen nicht alle Formen von Gewalt alle Gruppen, jedenfalls nicht in gleichem Maße. Besonders deutlich werden Zusammenhänge von interpersonaler Gewalt und den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Gewalt stattfindet, im Hinblick auf Gewalt und Geschlecht oder bei politisch motivierter Gewalt. Opfer von solchen *hate crimes* werden Mitglieder von Gruppen, bei denen die Täter davon ausgehen, dass diese Gruppen unerwünscht seien, wie Menschen mit nicht-heterosexuellen Lebensentwürfen, Menschen jüdischer Herkunft oder Personen mit Migrationshintergrund – oder Personen, die in den Augen der Täter so aussehen. *Hate crimes* sind in starkem Maße von der öffentlichen und politischen Diskussion abhängig, die die Aufmerksamkeit auf bestimmte Gruppen lenkt, diesen Verfehlungen unterstellt und damit in den Augen der Täter ein gewalttätiges Vorgehen legitimiert.

4) Quelle Bundeskriminalamt (BKA), zitiert nach Zusammenstellung von Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/153880/umfrage/faelle-von-gewaltkriminalitaet> (Stand 17.07.17).

5) Quelle BKA, zitiert nach Zusammenstellung von Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/157320/umfrage/polizeilich-erfasste-faelle-von-koerperverletzung-seit-1995>

6) Insgesamt sollte betont werden, dass Gewaltdelikte nur ca. 3 % aller in der PKS registrierten Kriminalität ausmachen, auf Tötungsdelikte entfallen 0,05 %, vgl. Spiess, Gerhard: Immer jünger – immer brutaler?

Kriminalstatistische und kriminologische Befunde zur Entwicklung der Jugend- und Gewaltkriminalität in Deutschland. Folien anlässlich der 2. Konstanzer „Langen Nacht der Wissenschaft“ am 5.5.2012 an der Universität Konstanz gehaltenen Vortrag: <http://www.uni-konstanz.de/rjf/g/G.Spiess-2012-05-Jugend-Gewalt-Immer-juenger-immer-brutaler.pdf> (Stand 19.07.17).

7) Vgl. Spiess, Gerhard: Demografischer Wandel und altersspezifische Kriminalität. Projektion der Entwicklung bis 2050. In: Robert Naderi (Hg.): Auswirkungen demographischer Entwicklungen auf Sicherheitsfragen Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 128, S. 35–56 (2009).

8) Vgl. Kerner/Karnowski, in: Bannenberg, S. 205 (2015).

9) Vgl. Maschke, Werner: Kinder- und Jugenddelinquenz. Stimmt das Schreckgespenst von den „gewalttätigen Kids“? In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Der Bürger im Staat. Sicherheit und Kriminalität. Heft 1/2003, S.19–24.

10) 2016 waren über 15 % aller registrierten Opfer von Gewaltkriminalität männlich und im Alter zwischen 14 und 21 Jahre alt – der Anteil dieser Geschlechts-/Altersgruppe an der Deutschen Wohnbevölkerung liegt bei ca. 3,7 %; Zahlen abrufbar unter: https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/PolizeilicheKriminalstatistik/PKS2015/pks2015_node.html (Stand 19.07.17).

4. Gewaltkriminalitätsfurcht – unterschiedliche Perspektiven

Empirische Forschung zeigt, dass die statistische Wahrscheinlichkeit und die Furcht, Opfer einer kriminellen Handlung oder einer Gewalttat zu werden, nur sehr bedingt zusammenhängen: Wenn Menschen das Verhältnis von Straftaten einschätzen sollen, überschätzen sie den Anteil schwerer Gewalt an der polizeilichen Kriminalstatistik zumeist deutlich. Interessanterweise kommt die Einschätzung der Situation im eigenen Wohnumfeld dabei vergleichsweise näher an die polizeilich registrierten Zahlen heran, als wenn zur Beurteilung der Sicherheitslage – außerhalb des eigenen Wohnumfeldes – in stärkerem Maß auf Informationen durch die Medien zurückgegriffen werden muss.¹¹ Auch empfinden Menschen, bei denen die statistische Wahrscheinlichkeit, Opfer zu werden, objektiv betrachtet geringer ist als bei anderen, ein stärkeres Maß an Furcht, wie ältere Menschen im Vergleich zu jüngeren oder Frauen im Vergleich zu Männern.

Gewaltkriminalitätsfurcht ist also in starkem Maße sozial konstruiert. Bei der Beschäftigung mit Kriminalitätsfurcht muss daher zunächst zwischen individuellen oder personalen und allgemeinen oder sozialen Ursachen von Kriminalitätsfurcht unterschieden werden. Soziale Kriminalitätsfurcht wird in Umfragen üblicherweise durch die Frage erfasst, ob man sich generell über die Kriminalitätsentwicklung in Deutschland Sorgen macht bzw. ob man Kriminalität als bedeutsames Problem für Staat und Gesellschaft betrachtet. Bei der individuellen Kriminalitätsfurcht, häufig auch als subjektives Sicherheitsempfinden bezeichnet, steht hingegen die Angst im Vordergrund, selbst Opfer einer kriminellen Handlung zu werden.¹² Am häufigsten wird diese Risikoeinschätzung über die als „Standardindikator“ bezeichnete Frage erhoben „Wie sicher fühlen Sie sich in Ihrer Wohngegend, wenn Sie abends bei Dunkelheit allein auf die Straße gehen“.¹³ Dieser Standardindikator wurde auch 2012 im Deutschen Viktimisierungssurvey des Max-Planck-Instituts für ausländisches und

11) Vgl. Pfeiffer, Christian/Windzio, Michael/Kleimann, Matthias: Die Medien, das Böse und wir. In: Hans-Jörg Albrecht et al. (Hg.): Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform. Heft 6, S. 415–435 (Dezember 2004). Anfang Januar hat das Forschungsteam um Christian Pfeiffer 2.000 repräsentativ ausgewählte Deutsche zu ihrer Einschätzung von der Kriminalitätsentwicklung befragt: Die Probanden sollten angeben, wie sie die Veränderung der polizeilich registrierten Kriminalität in Deutschland zwischen 1993 und 2003 einschätzen, nachdem ihnen Fallzahlen der PKS 1993 für u. a. acht ausgewählte Delikte vorgelegt wurden (darunter waren die Gesamtkriminalität in Deutschland, Einbruch, Autodiebstahl aber auch vollendeter Sexualmord).

internationales Strafrecht verwendet, der bisher umfangreichsten Befragung zu Opfererfahrungen und Kriminalitätsfurcht von ca. 35.000 Personen in Deutschland. Demnach fühlen sich in kleinen Wohnorten mit weniger als 2.000 Einwohnenden 11 Prozent der Befragten eher unsicher oder sehr unsicher. In mittleren Städten mit einer Bevölkerung von 50.000 bis 100.000 Menschen gab jeder fünfte Befragte (21 %) an, sich nachts in der eigenen Wohngegend eher oder sehr unsicher zu fühlen.¹⁴ In derselben Befragung des Max-Planck-Instituts äußerten knapp 17 %, sie seien „ziemlich“ oder „sehr“ beunruhigt, geschlagen und verletzt zu werden¹⁵, 18 % haben Angst vor einem Raub¹⁶ und gute 18 % der Frauen sowie fast 8 % der Männer fürchten sexuelle Belästigung¹⁷.

5. Einflussgrößen und Zeichen für Unsicherheit

Es gibt unterschiedliche Einflussfaktoren und Theorien darüber, wie Kriminalitätsfurcht entsteht und wie einzelne Komponenten des Sicherheitsempfindens in Zusammenhang stehen.¹⁸ Die Furcht, Opfer krimineller Handlungen zu werden, variiert vor allem mit dem Alter und mit dem Geschlecht. Außerdem gelten eigene und berichtete Viktimisierungserfahrung (Personen mit eigener Opfererfahrung zeigen ein erhöhtes Unsicherheitsgefühl, solche mit Opfererfahrungen im Bekanntenkreis weisen i.d.R. ein noch höheres Unsicherheitsgefühl auf), Vulnerabilität (Menschen mit positivem Selbstbild und höherem Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zeigen weniger Kriminalitätsfurcht), Einkommen, Bildung (sowohl höheres Einkommen als auch höhere

12) Die personale Kriminalitätsfurcht ist wiederum ein mehrdimensionales Konstrukt, bei dem eine kognitive (verstandesbezogene), eine affektive (gefühlsbezogene) und eine konative (verhaltensbezogene) Dimension unterschieden werden, vgl. z. B. Boers, Klaus: Kriminalitätsfurcht: Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems, Pfaffenweiler (1991).

13) Reuband, Karl-Heinz: Subjektives Kriminalitätserleben im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kriminalitätsfurcht der Ostdeutschen im kollektiven Verlauf und individueller Erinnerung. In: Axel Groenemeyer (Hg.): Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, Wiesbaden, S. 112–162, S. 122 (2010).

14) Birkel, Christoph/Guzy, Natalie/Hummelsheim, Dina/Oberwittler, Dietrich/Pritsch, Julian: Der Deutsche Viktimisierungssurvey 2012. Erste Ergebnisse zu Opfererfahrungen, Einstellungen gegenüber der Polizei und Kriminalitätsfurcht. Erschienen in der Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht, herausgegeben von Hans-Jörg Albrecht und Ulrich Sieber, Freiburg im Breisgau, S. 70–71 (2014).

15) Ebd. S. 127.

16) Ebd. S. 129.

17) Ebd. S. 130.



Bildungsabschlüsse gelten als furchtsenkend) und Medienkonsum (Personen, die länger fernsehen, weisen ein höheres subjektives Unsicherheitsgefühl auf) als zentrale Einflussfaktoren für die Risikowahrnehmung.¹⁹

In der polizeilichen Arbeit und in der Stadtplanung ist der Broken-Windows-Ansatz zu einer einflussreichen kriminologischen Theorie geworden. Das Broken-Windows-Modell wurde 1982 von den Sozialwissenschaftlern James Wilson und George Kelling eingeführt. Es besagt, dass Menschen anfangen, sich vor Gewaltkriminalität zu fürchten, wenn in ihrem Umfeld Zeichen für Verwahrlosung, sogenannte *incivilities*, auftreten. Dazu gehören zerstörte öffentliche Einrichtungen und der Aufenthalt von vermeintlich „zweilichtigen Personen“. Passanten schließen daraus, dass die entsprechende Gegend gefährlich ist. Sie beginnen, diese Gegend zu meiden, was nach der Theorie abnehmende soziale Kontrolle nach sich zieht und schließlich auch zu einer objektiven Zunahme an Kriminalität führt.

Der Ansatz der Null-Toleranz, der in den 1970er Jahren in New Jersey entwickelt und in der Stadt New York zur ordnungspolitischen Maxime erklärt worden ist, beruht auf diesem theoretisch begründeten Zusammenhang. Danach soll Kriminalität und Kriminalitätsfurcht dadurch verringert werden, dass schon erste Anzeichen von Verwahrlosung beseitigt werden, wie beispielsweise Schmierereien oder eben zerbrochene Fensterscheiben. Dazu gehört aber auch die Verdrängung von bestimmten Teilen der Bevölkerung, deren Verhalten oder bloßes Erscheinen bereits als *incivilities* angesehen werden.



6. Psychologische Verzerrungen medial und politisch gefüttert

Vieles deutet darauf hin, dass weniger die Quantität von Gewalt für das Ausmaß an Furcht oder Angst vor Gewalttaten verantwortlich ist, sondern entscheidender zu sein scheint, wie wir als Individuen aber auch als Gesamtgesellschaft mit Gewalterfahrungen umgehen. Gewalt kann vor allem als eine Herausforderung, ein infragestellen, oder gar als die Negation unseres persönlichen und kollektiven Werte- und Normsystems verstanden werden. Eine Zunahme von Gewalt wird vor allem dann erlebt, wenn besonders brutale oder unverständliche Formen von Gewalt in Medien und Freundeskreisen diskutiert werden. Beispiele sind die vergleichsweise wenigen gewalttätigen islamistischen Übergriffe – 2016 in Deutschland insgesamt fünf. Gerade diese Taten erwecken in der Bevölkerung jedoch den Eindruck einer massiven Gewaltkriminalitätsbelastung und erzeugen Ängste. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, selbst Opfer einer solchen extremistischen Gewalttat zu werden, im Vergleich zu anderen Risiken, z. B. im Straßenverkehr, verschwindend gering. Derart „überzogene“ Eindrücke von Gewaltgefährdungen gehen u. a. auf psychische Informationsverarbeitungsprozesse zurück, wonach seltene, aber besonders auffällige Ereignisse dazu führen, dass wir deren Häufigkeit überschätzen. Dieser Überschätzungseffekt wird noch verstärkt, wenn Straftaten mit bestimmten Gruppen in Zusammenhang

18) Schwind, Hans-Dieter et al. (Hg.): Kriminalitätsphänomene im Langzeitvergleich am Beispiel einer deutschen Großstadt. Bochum 1975–1986–1998, Neuwied, S. 227 (2001) – siehe hier auch zur Unterscheidung von affektiver, kognitiver und konativer Kriminalitätsfurcht.

19) Eine gute Übersicht zum Forschungsstand und den interdisziplinären Diskussionen bieten Diana Ziegler, Dominic Kudlacek und Thomas Fischer – siehe: Ziegler, Diana et al. (Hg.): Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, S. 11, Berlin (2011).

gebracht werden, wie etwa Gewaltkriminalität oder Terrorismus mit „Flüchtlingen“. Die wenigsten von uns sind unmittelbare Zeugen von Gewaltübergriffen durch tatsächlich oder vermeintlich geflüchteten Menschen geworden. Dennoch haben die Ausschreitungen in Köln zum Jahreswechsel 2015/16 uns alle beeindruckt. Die Gefahr besteht, dass solche Ereignisse die Bevölkerung durch Konditionierungsprozesse in hohem Maße verängstigen und die Gewalttaten auf alle Menschen mit Fluchthintergrund verallgemeinert werden.

7. Die Verringerung von Kriminalitätsfurcht

Kriminalitätsfurcht belastet die Menschen. Sie kann die Lebensqualität erheblich beeinträchtigen, wenn beispielsweise bestimmte Orte aus Angst gemieden werden. Wenn Kriminalitätsfurcht auf eine objektive Kriminalitätsbelastung zurückgeht, ist diese zu reduzieren, wie beispielsweise durch angemessene Polizeipräsenz oder die Verbesserung der Ausleuchtung von Wegen. Wenn Kriminalitätsfurcht hingegen eher wenige objektive Gründe hat, weil die Menschen zum Beispiel auf incivilities sehr sensibel reagieren, sind diese – wenn sozial verträglich – zu reduzieren. Darüber hinaus gilt es auch, diffusen und unbestimmten Gefühlen der Unsicherheit durch Aufklärung entgegenzuwirken.

Kriminalitätsfurcht geht häufig auf medial und politisch herausgehobene Einzelereignisse zurück, die die Menschen besonders verunsichern. Medien müssen berichten, dafür sind sie da. Sie müssen aber nicht unnötig mit emotionalen Bildern das Ausmaß der Verängstigung in der Bevölkerung steigern. Wenn hingegen politische Propaganda und Medienberichterstattung das Thema Gewaltgefährdung fahrlässig oder aus wahltaktischen Gründen hochspielen, ist das zu unterlassen. Und wenn politische Interessensvertreter durch die Wiederholung und Überbetonung von Einzelereignissen oder die Verknüpfung dieser Vorfälle mit einer (vermeintlichen) Tätergruppe den Eindruck einer erhöhten Gefährdung herbeireden, ist das fahrlässig.

Literatur & Links

Die Primärdaten zur Polizeilichen Kriminalstatistik sowie zu demographischen Angaben der deutschen Wohnbevölkerung sind abrufbar unter: https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/PolizeilicheKriminalstatistik/pks_node.html

Zitierte Zusammenstellungen von Gewaltkriminalität (1999 – 2016) und Körperverletzungsdelikten (2003 – 2016) sind kostenfrei abrufbar bei Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/153880/umfrage/faelle-von-gewaltkriminalitaet/>

<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/157320/umfrage/polizeilich-erfasste-faelle-von-koerperverletzung-seit-1995/>

Die Aufzeichnung der Pressekonferenz vom 24.04.17 mit Bundesinnenminister Thomas de Maizière und dem sächsischen Innenminister Markus Ulbig zur Veröffentlichung der Polizeilichen Kriminalstatistik 2016 ist abrufbar unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=jMFC-X3QeDw>
(Quelle Phoenix, Stand 18.07.17)

BIRKEL, CHRISTOPH/GUZY, NATALIE/HUMMELSHEIM, DINA/OBERWITTLER, DIETRICH/PRITSCH, JULIAN: **Der Deutsche Viktimisierungssurvey 2012. Erste Ergebnisse zu Opfererfahrungen, Einstellungen gegenüber der Polizei und Kriminalitätsfurcht.** Erschienen in der Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht, herausgegeben von Hans-Jörg Albrecht und Ulrich Sieber, Freiburg im Breisgau (2014).

BOERS, KLAUS: **Kriminalitätsfurcht: Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems.** Pffaffenweiler (1991).

KERNER, HANS-JÜRGEN/KARNOWSKI, PHILIPP: **„Jugendgewalt“ in massenstatistischer und in lebensgeschichtlicher Perspektive: Methodische und inhaltliche Betrachtung anhand neuerer Befunde.** In: Britta Bannenberget al. (Hrsg.): Über allem: Menschlichkeit. Festschrift für Dieter Rössner, S. 193–219, Baden-Baden (2015).

MASCHKE, WERNER: **Kinder- und Jugenddelinquenz. Stimmt das Schreckgespenst von den „gewalttätigen Kids“?** In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Der Bürger im Staat. Sicherheit und Kriminalität. Heft 1/2003, S. 19–24.

PFEIFFER, CHRISTIAN/WINDZIO, MICHAEL/KLEIMANN, MATTHIAS: **Die Medien, das Böse und wir.** In: Hans-Jörg Albrecht et al. (Hrsg.): Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform. Heft 6, S. 415–435 (Dezember 2004).

REUBAND, KARL-HEINZ: **Subjektives Kriminalitätserleben im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kriminalitätsfurcht der Ostdeutschen im kollektiven Verlauf und individueller Erinnerung.** In: Axel Groenemeyer (Hg.): Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, S. 112–162, Wiesbaden (2010).

SCHWIND, HANS-DIETER ET AL. (HG.): **Kriminalitätsphänomene im Langzeitvergleich am Beispiel einer deutschen Großstadt. Bochum 1975–1986–1998.** Neuwied (2001).

SPIESS, GERHARD: **„Demografischer Wandel und altersspezifische Kriminalität. Projektion der Entwicklung bis 2050.** In: Robert Naderi (Hrsg.): Auswirkungen demographischer Entwicklungen auf Sicherheitsfragen. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 128, S. 35–56 (2009).

ZIEGLEIDER, DIANA ET AL. (HG.): **Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung.** Berlin (2011).

